



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Der Mönch von Weinfeldern : (Schluß). 7

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gegen diese Verbote vergingen, wurden sie obendrein noch mit harten Geldbußen belegt. Schämt sich das reiche England nicht vor der so oft als ungebildet verurteilten Türkei? Ist das die Art, in der Großbritannien Zivilisation und geordnete Verhältnisse verbreitet, wie es so oft selbstgefällig von sich selbst sagt?

So wie es mit der Bewässerung ist, so steht es auch um den Plan eines großen Hafens in Amochosto (Famagusta) und der Eisenbahn, die diese Stadt mit Larnaka und Leukosia (Nikosia) verbinden soll. Das zeigen deutlich die beiden Erlasse, das Gesetz VII von 1898 und das Gesetz XVII von 1900. Nach beiden sollen die Kosten dieses Unternehmens aus dem ungerechten „Heuschreckenfonds“ und andern Steuern gedeckt werden. Und da wagt man noch in London zu sagen, die Cyprioten hätten allen Grund, mit der Verwaltung zufrieden zu sein, und sollten sich über die väterliche Regierung freuen. Wahrlich, Herr Chacalli ist vollständig im Rechte, wenn er in seinem Buche ausruft: O Gerechtigkeit! Bist du den Söhnen Englands nicht mehr bekannt? oder: Die britische Regierung von Cypern ist weit davon entfernt, väterlich zu sein, und unwürdig einer großen und zivilisierten Nation. Denn es ist wirklich unwürdig und unmenschlich grausam, von einem Lande, das im Jahre Werte von ungefähr 800 000 Pfund Sterling erzeugt, mehr als 200 000 Pfund Sterling, also mehr als ein Viertel der ganzen Einkünfte herauszuziehen und dann noch für alle möglichen Unternehmungen, die, wie der Hafen von Amochosto, nur zum Vorteil Englands geplant werden, und für die dringendsten Bedürfnisse, wie es die Bewässerung ist, besondere neue Steuern zu erheben. Für das einfachste und billigste Beförderungsmittel, die Landstraßen, geschieht im Verhältnis nur sehr wenig. Einige Straßen verbinden die größten Orte der Insel, aber für einen bequemen und raschen Verkehr im ganzen Gebiete, der auch den Bewohnern wegen des leichteren Transports ihrer Waren von größtem Nutzen wäre, ist noch sehr wenig geschehen, und die Herstellung von Dorfstraßen, die auch für den Wagenverkehr möglich sind, wurde durch ein besonderes Gesetz den Bewohnern der Dörfer selbst übertragen, und nun müssen sie diese Straßen mit ihrem eignen Gelde oder ihrer eignen Arbeit, die doch am Felde nötiger wäre, bauen.

(Schluß folgt)



Der Mönch von Weinfeldern

Novelle von Julius R. Haarkhaus

(Schluß)

7



rei Tage und drei Nächte blieben die Weinfeldern auf dem Kirchhof. Die Bewohner der Nachbardörfer, die von der Katastrophe Kunde erhalten hatten, stellten sich ein und staunten mit stillem Grauen das neuentstandne Maar an. Und wer mit leeren Händen gekommen war, der eilte gewöhnlich, von Mitleid mit den Heimatlosen bewegt, nach Hause und schleppte herbei, was er von seinen Vorräten an Mehl, Erbsen und Speck entbehren konnte. Da überdies die warme Jahreszeit das Übernachten unter freiem Himmel erlaubte, so gewöhnten sich die Obdachlosen

balb an ihre Lage und zeigten wenig Neigung, an die Zukunft zu denken und sich zu einem Entschlusse aufzuraffen. Es war beinahe, als hätten sie die Hoffnung noch nicht sinken lassen, die stille düst're Flut würde über kurz oder lang ihren Raub wieder herausgeben.

Herr Gyllis sah ein, daß er diesem Zustand ein Ende machen müsse. Nach reiflicher Überlegung versammelte er seine Weinselder um sich, erklärte, daß er sie aus dem Herrschaftsverbände entlasse, und gab ihnen den Rat, sich in Schalkenmehren anzusiedeln. Er überwies die Hälfte seines eignen Waldbesitzes der dortigen Gemeinde zum freien Eigentum unter der Bedingung, daß die Dorfsassen den Heimatlosen in nächster Nähe ihrer Höfe kostenlos Land überlassen und ihnen beim Bau der Häuser und Hütten nach Kräften Vorschub leisten sollten. Als Ersatz für den aufgehobnen Kirchenzehnten bestimmte er die andre Hälfte seines Waldes zum Unterhalt eines Geistlichen, für den neben der Weinselder Kirche ein Pfarrhaus errichtet werden sollte. Denn er hielt es für angezeigt, das versunkne Dorf wenigstens als Pfarre weiterbestehn zu lassen und so das letzte Band, das seine Bauern mit der alten Heimat verknüpfte, für alle Zeiten zu erhalten. Mit diesen Vorschlägen waren alle Beteiligten einverstanden, und die Weinselder zogen nach Schalkenmehren, wo sie mit offenen Armen empfangen und einstweilen in den leeren Scheunen einquartiert wurden.

Herr Gyllis selbst blieb vorläufig als Wächter der Kirche zurück, wohnte in der Sakristei und wartete auf den aus Trier verschriebnen Notarius, der über die verschiednen Abmachungen Instrumente aufsetzen sollte. Wenn das geschehen sein würde, wollte er nach Brüm zurückkehren und als Sühne für das durch seine Flucht aus dem Kloster heraufbeschworne Unheil den Rest seines Grundbesitzes an Aekern, Wiesen, Schiffel- und Wildland der Abtei zubringen. Mit dem Luthertum hatte er seit der Schreckensnacht gebrochen. Wenn er die Ereignisse der letzten Tage an sich vorüberziehn ließ, so wurde ihm immer deutlicher, daß er seine eigne Errettung und die seiner Bauern keinem andern als seinem Namenspatron zu verdanken hatte. Jetzt verstand er, warum er am Morgen vor dem Untergang des Dorfes das weidwunde Alttier gefunden hatte, jetzt verstand er auch die Erscheinung in der Kirche und den bedeutsamen Hinweis des gemalten Sankt Agidius auf das kranke Tier zu seinen Füßen. Ja, er konnte und durfte nicht daran zweifeln: der Heilige hatte ihn, den Abtrünnigen, durch ein Wunder vor dem sichern Tode bewahrt und ihn zu einem Werkzeug in der Hand der Vorsehung gemacht. Wie hätte er also seiner Reue und seiner Dankbarkeit besser Ausdruck geben können, als dadurch, daß er freiwillig in das Kloster zurückkehrte und ohne Murren die Strafe auf sich nahm, die ihm nach den Satzungen seines Ordens bevorstand? Aber er sollte nicht dazu kommen, diesen Voratz auszuführen.

Ehe noch der Notarius eingetroffen war, erschienen eines Abends sämtliche männliche Mitglieder der ehemaligen Weinselder Bauerschaft bei der Kirche. Wie bei ähnlichen Anlässen früher machte auch jetzt wieder Theis Kuep den Sprecher.

Mit Verlaub, Herr, sagte er, nachdem Gyllis die Schar begrüßt und den Wortführer nach ihrem Begehre gefragt hatte, mit Verlaub, Herr, Ihr habt bestimmt, daß wir nach Weinselden eingepfarrt bleiben sollen, und daran habt Ihr wohlgetan, denn zu Schalkenmehren haben sie eine Kapelle, die ist kleiner denn hier die Sakristei und hat kaum Raum für die Schalkenmehrener selbst. Und dabei machen sie ein Wesens mit ihrem heiligen Sankt Martin, als ob der ein Höherer wäre als der unsre, und dabei sitzt er nicht einmal zu Pferd, und das weiß doch jedes Kind, daß ein heiliger Ritter zu Pferde sitzen muß. Seht, deshalb ist es schon gut, daß wir bei der Weinselder Kirche bleiben sollen, denn mit einem heiligen Sankt Martin, der nicht einmal ein Roß hat, mögen wir nichts zu schaffen haben. Der ist uns zu erbärmlich, würde sich auch für uns ganz und gar nicht schicken. Aber wir mögen mit den Heiligen überhaupt nichts mehr zu

schaffen haben, denn wir haben eingesehen, daß alle Macht und Hilfe allein bei unserm Herrgott selbst ist, welches ja auch Eure Meinung ist, und was die lutherischen Prädikanten lehren.

Gyllis sah den Sprecher befremdet an.

Ist Euch solche Weisheit über Nacht gekommen, Theis? fragte er verwundert.

Ja, Herr, antwortete der Bauer, in der Nacht, da unser Dorf ersoffen ist, und der Herrgott uns durch Euch gnädiglich errettet hat. Und darum mögen wir den Heiligen fortan auch keine wächsernen Lichte mehr opfern, viel weniger sie anbeten, denn es ist alles umsonst, und sie hätten uns allesamt ersaufen und verderben lassen, wenn nicht der Herrgott selbst ein Einsehen gehabt hätte. Daß sie aber ruhig zusehen haben, wie unsre Höfe und Gärten und das liebe Vieh und all das übrige in das große Loch versunken sind, das ist ein Zeichen, daß sie entweder nicht haben helfen können oder nicht haben helfen wollen. Wir aber, wenn wir das gute Wachs opfern, wollen auch wissen warum, und wenn die Heiligen vermeinen, sie brauchten nichts dafür zu tun und könnten uns für dumme Bauern halten, so mögen sie sehen, woher sie hinsüro Kerzen bekommen. Für uns aber sind sie gänzlich abgetan. So, Herr, das war das eine, was wir Euch sagen wollten. Das andre aber ist dieses: Ihr habt uns aus Eurer Herrschaft entlassen. Dafür danken wir Euch, ob es schon besser wäre, es wäre noch wie vordem, und Ihr säßet noch als ein gelinder Herr im Burghause, und wir säßen auf unsern Höfen zu Weinselden und täten Hand- und Spanndienste und gäben den großen und den kleinen Behuten, wie unsre Väter und Großväter auch getan haben, ohne Widerrede, und wie es geschrieben stehet in unserm Weistum. Aber wie es auch sein möge, wir sagen Euch Dank. Auch dafür, daß Ihr den Kirchenzehnten abgelöst habt und habt der Kirche den halben Wald geschenkt zu Nutz und Nießbrauch und zu eines Pastors Unterhalt und Nahrung. Aber woher sollen wir nun einen Pastor bekommen? Darüber habt ihr uns noch nichts gesagt. Wollet Ihr einen berufen, da Euch doch die Kollation zusteht?

Wie könnt Ihr noch fragen, antwortete Herr Gyllis, habe ich Euch nicht damals, als Ihr postuliertet, ich sollte die zwölf Artikel annehmen, die Gewalt zugestanden, fortan Euern Pfarrer selbst zu kiesen?

Das ist es, was wir hören und ein andermal von Euch bestätigt haben wollten, fuhr Theis fort. Ihr erteilt uns, Euern verfloffenen Hinterlassen, also für jetzt und immerdar das Recht und die Gewalt, unsern Pfarrer selbst zu kiesen und denselbigen wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte?

Ich habe Euch das Recht dazu erteilt, da ich noch die Macht hatte, Rechte zu vergeben, erwiderte Gyllis. Mehr kann ich heute nicht sagen noch tun, sintemalen ich nicht mehr auf dem Burghause sitze, die Kollation aber niemand als dem zeitlichen Burgmann zu Weinselden zugestanden hat. Ihr möget also Euern Pastor selbst kiesen.

So tun wir Euch kund und zu wissen, daß wir, als die Bauerschaft des von der Erde vertilgten Dorfes Weinselden und dieser Kirche Pfarrgemeinde, einstimmig und unwiderruflich zu unserm Pastor gekürt haben den wohlgebornen und ehrwürdigen Herrn Agidum von Manderscheid und Daun, vormalis des Stifts Prüm Konventualen und danach des Burghauses zu Weinselden Burgmannen.

Gyllis zeigte sich nicht so überrascht, wie seine Getreuen erwartet hatten. Die festerliche Gemessenheit in Wesen und Gebaren der Leute hatte ihn ahnen lassen, worauf ihr Anliegen hinauslaufen würde.

Theis, sagte er, ich danke Euch und der ganzen Bauerschaft für Euern Antrag. Aber ich kann ihn nicht annehmen, denn ich gedenke wieder nach Prüm zu gehn.

Herr, überlegts Euch wohl, erwiderte der Sprecher, seid Ihr's nicht, so ist's ein andrer. Aber einen, der nicht auf lutherische Manier zu predigen versteht, nehmen wir nicht.

Gyllis lächelte. Ach, wenn Ihr wüßtet, sagte er, wie wenig von dem Luthertum in mir geblieben ist!

Wiel oder wenig — was tut's! meinte Theis, indem er seinem pffiffigen Gesicht den Ausdruck der Überlegenheit zu geben suchte, für uns einfältige Bauern wird's schonzulangen.

Ihr mögt mir Bedenkzeit geben, sagte Gyllis, so etwas will bedacht sein.

Bedenkzeit, so lange Ihr wollt, erwiderte der Sprecher. Und leiser setzte er hinzu: Herr, wie haben sich die Zeiten geändert! Wißt Ihr noch, damals als wir mit den zwölf Artikeln kamen, und Ihr nichts von der Freigabe des Wildbanns wissen mochtet, da wollten wir Euch auch Bedenkzeit geben, Ihr aber begehrtet auf und fragtet, seit wann es zu Weinfeldern die Mode wäre, daß die Hofesleute dem Burgmann, ihrem Herrn, Bedenkzeit stellten? Seht, Herr, so sagtet Ihr damals, und heute bittet Ihr selbst darum. So haben sich die Zeiten geändert.

Nicht nur die Zeiten, Theis. Auch die Menschen. Wir sind alle andre geworden — Ihr und ich. Die Sintflut, die unsre Häuser weggerissen hat, hat auch unsre Herzen reingewaschen und hat getilgt, was böse darinnen war. Nun müssen wir zusehen, wie wir sie fürder rein erhalten.

Theis richtete sich so gerade auf, wie er vermochte, und sagte mit einem Lächeln der Anerkennung:

Das habt Ihr schön in Worte gebracht, Herr. Seht, gefühlt haben wir das auch schon, aber nun wissen wir doch Bescheid. So etwas müßt Ihr uns, wenn Ihr erst unser Pastor seid, öfter einmal sagen. Und wenn Ihr auch ein paar lateinische Bröcklein hineinmengt, so schadet das auch nichts, sondern freut uns, ob wir's auch nicht verstehen. Denn den Schalkenmehreren ihrer, der predigt wie ein grober Tölpel und nicht anders, als wie wir selbst beim Dreischen reden. Wir aber wissen, was sich schickt, und wenn wir einen Pfarrer kiesen, so soll's auch einer sein, mit dem wir Staat machen können. Also überlegt's Euch, Herr, und dann gebt uns Nachricht.

Nun gab es für Gyllis einen schweren innern Kampf. Hätte er seinem Herzen folgen dürfen, so wäre er so bald wie möglich nach Prüm zurückgekehrt, das ihm jetzt nach all den bitteren Erfahrungen wie ein Hafen des Friedens vorkam. Aber andererseits konnte er sich auch nicht verhehlen, daß die Ereignisse, die zum Untergange Weinfeldens geführt hatten, im Grunde genommen nur die Folgen seines vermessenen Schrittes gewesen waren, und daß ihn der Verlust seiner Rechte nicht von den Pflichten entband, die er übernommen hatte. Die Rückkehr ins Kloster, unter andern Umständen lobenswert und die natürlichste Sühne für sein Vergehen, wäre, wie die Dinge nun einmal lagen, einer feigen Flucht vor den gebieterischen Forderungen des Lebens gleichgekommen. Und den schwer erzwungenen Gewinn, das Vertrauen seiner Bauern, durfte er um so weniger fahren lassen, als gerade jetzt seinen Schützlingen eine neue Gefahr drohte, eine Gefahr nicht für Leib und Leben, für Habe und Gut, sondern für das ewige Heil ihrer unsterblichen Seelen. Der Gedanke, den er selbst in schweren Kämpfen überwunden hatte, arbeitete jetzt in ihren Köpfen; ließ er sie gewähren, so würden sie rettungslos dem Rebertum verfallen, dessen Prophet ein anderer Klosterflüchtling war, der kühne Wittenberger Mönch, der sich zum Staunen aller Welt vermaß, dem Papst nach der Krone zu greifen und sogar den Heiligen im Himmel die Verehrung zu versagen. Nein, für ihn gab es keine Wahl. Er mußte ausharren, mußte als ein wachsamere Hirt seiner Herde warten, die im Begriffe stand, die grüne Weide des rechten Glaubens zu verlassen und aus den sichern Hürden der katholischen Kirche auf die sauern Wiesen der neuen Lehre und auf das Odland des Unglaubens auszubrechen. Und so entschloß er sich denn, das Pfarramt zu übernehmen.

Die guten Weinfeldler ließen in ihrer Herzensfreude ihre eignen Hütten, mit Grenzboten II 1904

deren Bau sie eben begonnen hatten, im Stich, schleppten aus dem Kirchenwald Stämme und aus einem nahen Steinbruch Tuffblöcke herbei und wetteiferten miteinander in rastloser Arbeit, bis sich das neue Pfarrhaus, der Stolz der Gemeinde, neben der Kirche erhob. Ehe noch der Herbst ins Land kam, war das Pastorat fertig, ein bescheidner Bau, kaum mehr als die Klausel eines Einsiedlers, aber in seiner schweigenden Einsamkeit die rechte Behausung für einen Mann, der mitten im Leben dem Leben entsagt hatte.

Und jeden Sonntag, wenn Gyllis, der zum Zeugnisse seiner Demut auch den Dienst eines Küsters verrichtete und sich hierin nur an den großen Festen von Rolbes unterstützen ließ, das Glöcklein läutete, pilgerten die Weinselder von ihrem neuen Wohnsitze zu dem heimatlichen Gotteshause herauf. Dann schaute der Pfarrherr aus dem Fensterlein des Turmes und freute sich, wenn er seine Herde auf der Höhe des Uferlandes heranziehen sah, und wenn er jeden Einzelnen erkannte. Theis Kuep kam gewöhnlich zuerst, er schritt mit würdevoller Gemessenheit seines Wegs dahin, wie es sich für einen Mann schickt, dessen Stimme in der Gemeinde Gewicht hat. Nach ihm erschien dann meist Bettes vom Fuhr, der arme Narr, der jedesmal, wenn er das Weinselder Glöcklein hörte, die zuversichtliche Hoffnung hegte, nun würde das Dorf wieder vom Grunde des Meeres emporgetaucht sein, samt seiner Ziege und seinem Feiertagsgewand, und der immer von neuem enttäuscht war, wenn er, oben auf der Höhe angelangt, unten in der Tiefe den bleigrauen Wasserspiegel erblickte. Und dann folgten alle die andern mit Weib und Kind: Johann Peuchen, Dores im Broehl, Cord von der Arlei, Peter Seger, Ulrich Kessel, und wie sie alle hießen, sonntäglich gepuzt und in der Hand ein Rosmarinsträuflein. Wenn aber über den Höhenrand ein ganzes Häuflein auf einmal sichtbar wurde, dann wußte Gyllis, daß es Rese Ströther mit ihren Elfen war. Die tapfere kleine Frau hatte nämlich dem Witwenstand bald entsagt und einen blutjungen Schalkenmehrener Burschen geheiratet, der nicht viel älter aussah als ihr blondköpfiger Linnert, und den sie sorgsamer behüten mußte als alle ihre Kinder.

Auch andre Schalkenmehrener stellten sich ein, wenigstens anfangs, wo Gyllis Predigten für sie noch den Reiz des Neuen und Außergewöhnlichen hatten. Ganz zuletzt kamen aber immer die Leute vom Wawernerbe. Sie hielten darauf, daß zwischen ihnen und den ehemaligen Hinterassen des Burghauses ein Abstand von wenigstens hundert gutgemessenen Schritten war, hatten auch zum ewigen Gedächtnis ihres Glanzes das Gader ihrer Haustür in der Sakristei aufgehängt.

Wurde Hochamt und Predigt auch das ganze Jahr über fleißig besucht, so fand sich die kleine Gemeinde doch nur an einem Tage nahezu vollzählig ein: am 28. Juni. Dann feierte man das Anniversar der Unglücksnacht. Der Pastor las eine Totenmesse für die arme Sünderin, die der Abgrund verschlungen hatte, hielt darauf eine Gedenkpredigt und beschloß die Feier mit einem Lob- und Dankgebet. An solchen Tagen war die Kirche mit Laubgewinden und Blumen geschmückt, und vor dem Bilde des heiligen Agidius brannten zwei pfündige Wachskerzen, deren Kosten Gyllis aus seinen eignen knappen Einkünften bestritt.

So gingen die Jahre dahin. Der Einsiedler im Weinselder Pastorat merkte es kaum. Sein Eifer ließ nicht nach, und seine Sorge um die Gemeinde kannte kein Aufhören. Sogar den Wechsel der Jahreszeiten spürte er wenig, und wenn nicht der Winter ein weißes Leichentuch über das Land gebreitet hatte, bot der Talkessel dem Beschauer vom Frühling bis in den Herbst immer genau denselben Anblick. Denn durch die Bodenerschütterung der Schreckensnacht war die dünne Schicht fruchtbaren Erdreichs, die den braunen Lavaboden der Berghänge bedeckt hatte, gelockert worden, und der Regen hatte sie nach und nach in den See hingespült und das mürbe Gestein des Untergrundes bloßgelegt. Da wuchsen weder Sträucher noch Kräuter; nur Moose, Flechten und ein kurzes hartes Gras, das sogar die genügsamen Schafe verschmähten, fristeten auf dem dünnen Geröll ihr kümmer-

liches Dasein. Gyllis hätte glauben können, die Zeit stehe still, wenn ihm nicht durch allerlei kleine Anzeichen zum Bewußtsein gebracht worden wäre, daß der ewige Wechsel von Blühen und Welken, von Geborenwerden und Sterben jenseits des Hügelrandes seinen ununterbrochenen Gang gehe. Bei seinen Beobachtungen, die er Sonntags früh vom Turmfensterlein aus anstellte, bemerkte er eines Tages, daß Theis Ruep nicht mehr so aufrecht einherschritt wie früher, daß er sich auf einen Stab stützte, und daß er, so zeitig er auch von Schalkenmehren aufbrechen mochte, doch zuweilen von Jüngern überholt wurde. Andre, die sonst regelmäßig zum Gottesdienste gekommen waren, blieben nach und nach fern. Krankheit und die Beschwerden des Alters hielten sie von dem gewohnten Gange zurück, bis sie sich eines Tages zum letztenmal einstellten — die Füße voran und mit großem Gefolge — und nicht wieder nach der neuen Heimat zurückkehrten. Die Gräber auf dem Kirchhof mehrten sich, und der Pastor zimmerte mit eigener Hand manchem, der jünger war, als er selbst, ein Kreuzlein und schnitzte die Buchstaben R. I. P. S. hinein. Und die Lücken, die der Tod riß, füllte das Leben wieder aus. Die Kinder wuchsen heran, gründeten einen eignen Hausstand oder zogen in die Welt, wo die Arbeit nicht so schwer und das Brot nicht so hart war, wie auf den rauhen Höhen der Eifel.

Nur Neze Ströthers Häußlein schien immer dasselbe zu bleiben. In Kopfszahl und Stufenfolge merkte man keine Veränderung. Aber der treue Pfarrherr, der in jedem Jahre eines von Nezes Kindern zu trauen und ein andres zu taufen hatte, wußte, daß es auch hier keinen Stillstand gab. Eins aber bekümmerte ihn herzlich: das neue Geschlecht, das in Schalkenmehren heranwuchs und das versunkne Dorf nur aus den Erzählungen der Eltern kannte, zeigte wenig Anhänglichkeit an das Weinfelders Kirchlein. Die Burschen und Mädchen, durch neue und festere Bande mit dem Dorf, worin sie aufgewachsen waren, verbunden, konnten nicht recht verstehn, weshalb sie einer Messe wegen, die sie in Schalkenmehren ja auch hören konnten, den weiten Weg machen sollten. Da blieben sie denn allmählich weg, und die Gemeinde, zu der der alternde Pastor allsonntäglich sprach, glich mehr und mehr der Bewohnererschaft eines Greisenpittels. So kam es, daß der Kirchgänger mit jedem Jahre weniger wurden, und daß es Gottesdienste gab, an denen nur vier oder fünf, ja einmal nur zwei Gemeindeglieder teilnahmen.

Der große Tag kam heran, wo sich der Untergang Weinfeldens zum fünfzigsten male jährte. Gyllis beabsichtigte, das Anniversar diesmal besonders feierlich zu begehen, und versprach sich von der Feier eine große Wirkung auf die Teilnehmer und eine erneute Belebung des kirchlichen Sinnes in seiner Gemeinde.

Mit rührendem Fleiße arbeitete er die Predigt aus und unterzog sich, obwohl er von der Last des Alters gebeugt und halb erblindet war, der Mühe, das liebe Gotteshaus mit eigener Hand zu säubern und zu schmücken. Trotz der drückenden Sommerhize holte er am Vorabend im Walde mehrere Lasten Tannengrün und Blumen, wand bis spät in die Nacht Kränze und hängte die bunten Gewinde um Altäre und Kanzel, um Taufbrunnen und Thür. Bei der Arbeit überkam ihn zu etlichen malen eine seltsame Schwäche, die ihn zwang, sein Werk zu unterbrechen und in einem Betstuhle Raft zu halten. Der Zustand war ihm ungewohnt, er schrieb ihn der Überanstrengung zu und der schier unerträglichen Schwüle, die schon geraume Zeit über dem Talkessel brütete und das müde Hirn des Greises wie mit eisernen Klammern umspannte.

Der Festtag brach an, ohne daß die Nacht Erfrischung gebracht hätte. Rot und dunstig stieg die Sonne über dem Hügelrande im Osten empor. Gyllis, der sein Lager zeitig verlassen hatte, stand an der Kirchhofsmauer und ließ den Blick seiner schwachen Augen gen Aufgang schweifen — genau wie damals, vor einem halben Jahrhundert. Und wieder verdeckte ein trüber Schleier die Tiefe, aber der Schleier rührte nicht von Staub und Nebel her, sondern von der Trübung seines Gesichts. Da war ihm, als hätte er das unterirdische Rollen wieder vernommen,

nicht furchtbar und drohend, wie damals, sondern wie ein leiser Nachklang, wie ein Echo, das aus den tiefen Gründen der Vergangenheit gemildert in die Gegenwart hineinscholl. Hätte er bis zum Spiegel des Maars hinabsehen können, so würde er wahrgenommen haben, daß sich die dunkle Flut von der Mitte aus in niedrigen Wellenringen dem Ufer zudrängte, als habe sich das, was da unten schlief, in einem bangeren Traume geregt und seine Bewegung dem stillen Wasser mitgeteilt.

Die Stunde kam, wo sich Nolde's Nachfolger, der junge Schalkenmehrener Schmied, der an Festtagen den Küsterdienst versah, und den der Pastor schon vor längerer Zeit an das Anniversar erinnert hatte, einstellen sollte. Gyllis wartete und wartete. Umsonst! Der Schmied mußte den Tag vergessen haben. Wie war das möglich! Gab es denn keinen in der Gemeinde, der ihn an seine Pflicht gemahnt hätte? Geduld, alter Mann! Die Jugend hat ja immer Zeit, sie ahnt nicht, wie kostbar die Stunden sind. Vielleicht hat sich der Mann verschlafen, vielleicht ist er unterwegs; die Hitze des Junimorgens ist groß, da wird er sich nicht so beeilen. Und der greise Geistliche wankt bis zum Kirchhospförtchen und späht und lauscht, ob der so sehnsüchtig Erwartete denn noch immer nicht kommen will.

Nichts! Nichts! Auf dem steinigen Pfad läßt sich kein Schritt vernehmen.

Die Stunde drängt, bald soll der Gottesdienst beginnen. Der Alte steigt die Stiege zum Turm hinauf und zieht den Glockenstrang. Wimmernd klingt die dünne Stimme des Glöckleins über das Land dahin. Jetzt werden die Andächtigen über den Höhenrücken herbeipilgern, heute werden sie alle kommen, alle, alle, Theis Kuep voran — Theis Kuep? nein, der ist ja schon an die dreißig Jahre tot, aber sein Sohn — sein Sohn? auch den deckt schon ein volles Jahrzehnt der Nasen — aber gewiß sein Enkel, den sie nach dem Pastor Gyllis genannt haben, und der Neze Ströthers blonde Kät, nein, der blonden Kät Töchterlein Anna geheiratet hat. Und die Schalkenmehrener werden sich sicherlich heute auch einfinden, das sind sie bei einem so festlichen Anlaß doch ihren Dorfgenossen schuldig!

Das Geläut verklingt, und der Pfarrherr begibt sich in die Sakristei, um in stillem Gebet Sammlung zu schöpfen. Hell scheint die Sonne durch das hohe Fenster und verklärt das Haupt des Greises, der mit gefalteten Händen im Betstuhl kniet. An sein Ohr schlägt ein Geräusch, wie vom Brausen eines fernen Stromes. Er weiß nicht, daß es nur die Wellen seines Blutes sind, die die Erregung des großen Augenblicks zu seinen eingefallenen Schläfen emporjagt. Und er hebt das Auge in einem langen dankbaren Blick zum strahlenden Morgenhimmel. Ja, sie sind da, die Andächtigen, sie haben den Festtag und das liebe Heimatkirchlein und ihren alten Seelenhirten nicht vergessen. Was da so rauscht und braust, sind die Stimmen der Betenden, die das Gotteshaus bis zum letzten Plaze füllen!

Der Greis erhebt sich und tritt durch das Sakristeitürchen in die Kirche. Was tuts, daß seine schwachen Augen, noch geblendet vom Glanze der Junisonne, sich in dem dämmrigen Raume nicht zurechtfinden! Er hat den Weg zum Altar so unzählige tausendmal zurückgelegt, daß er ihn in der finstesten Nacht ohne anzustoßen gehn könnte. Er steigt die Altarstufen hinan und beugt das Knie vor dem Gekreuzigten. Dann erhebt er sich wieder und wendet sich um. Er will die Gemeinde begrüßen, aber seine Zunge versagt den Dienst. Zugleich fühlt er, wie seine Kniee zu zittern beginnen, wie eine Beklemmung seine Brust befällt.

Geduld! Es wird vorübergehn. Es ist ja nur eine Mahnung des Alters, hervorgebracht durch die Anstrengung des letzten Tages, durch die Hitze und durch die Aufregung.

Aber es geht nicht vorüber. Er kann nicht reden — heute nicht reden, wo die Kirche mit Andächtigen gefüllt ist, wie noch nie zuvor. Wenn er sie nur sehen könnte! Aber die Finsternis vor ihm nimmt immer mehr zu. Die Gemeinde hat seinen Schwächeanfall noch nicht bemerkt, keiner rührt sich, ihm zur Hilfe zu kommen, ihn zu stützen. Mit zitternder Hand sucht er den Altar. Da überfällt

ihn ein Schwindel — er stürzt zu Boden. Jetzt werden sie kommen, werden ihn aufheben und ihn in der Sakristei mit einem Schlüßchen Meßwein laben. Vielleicht, daß er sich dann wieder erholt, daß er doch noch das Dankgebet sprechen, die Festpredigt halten kann!

Und ihm ist, als trete eine verklärte Frauengestalt zu ihm hin, in ihrem langen weißen Gewande und dem goldroten Haar schön wie Sankt Magdalena, kniee an seiner Seite nieder und lege ihre kühle Hand auf sein glühendes Haupt. Er will ein Wort des Dankes lassen — da schwinden ihm die Sinne. Durch den öden Raum des vergessenen Gotteshauses klingt das Röcheln eines Sterbenden.

* * *

Am späten Nachmittage wiederholte sich der Erdstoß. Aber diesmal kräuselte er nicht nur die düstere Flut des Maars, sondern erschütterte auch den Schlackenwall des Hügelrandes. Die Fenster der Weinfelder Kirche klirrten, und das Glöcklein droben im Turm erklang von selbst — genau wie in der Unglücksnacht vor fünfzig Jahren. In Schalkenmehren, wo man das Geläut am Morgen nicht weiter beachtet hatte, weil man seine Veranlassung kannte, wurde man auf die rasch hintereinander folgenden Glockenschläge aufmerksam. Was konnten sie zu so ungewöhnlicher Zeit zu bedeuten haben? Waren sie ein Notsignal, wodurch der alte Geistliche, dem vielleicht ein Unfall zugestoßen sein mochte, Hilfe herbeirufen wollte?

Einige Männer, darunter der Schmied, dem es jetzt schwer auf der Seele lag, daß er die Feier des Anniversars vergessen hatte, machten sich auf und eilten zum Kirchlein. Sie fanden die Tür mit Tannengrün bekränzt. Die Blüten, die hineingeflochten waren, hingen weß herab, und die leuchtend gelben Johannisblumen hatten ihre Strahlenblätter wie in stiller Trauer geschlossen.

Die Männer gingen in die Sakristei, und als sie den Pastor dort nicht fanden, in die Kirche. Ein Strahl der sinkenden Sonne fiel gerade auf den Altarplatz und beleuchtete das wachsbliche Antlitz des Toten. Sie beugten sich zu ihm nieder und betasteten ihn. Er war kalt und steif, mußte also schon vor mehreren Stunden gestorben sein.

Die Leiche wurde in der Sakristei aufgebahrt und der heißen Jahreszeit wegen am nächsten Tage bestattet. Der Kaplan von Schalkenmehren las die Totenmesse und setzte auf den Grabstein die Worte:

A. D. 1575 DIE 28^{ma} IVN. OBIT NOB. ET REV. DOM.
ÆGIDIVS DE MANDERSCHIED ET DAVN
MONACHVS · EQVES · SACERDOS ·
R. I. P. S.

Im Gedächtnisse der Schalkenmehrener lebte Gyllis noch lange fort, nicht als der dem Kloster entronnene Mönch, nicht als Burgmann von Weinfeldern, nicht als der letzte Pfarrer des einsamen Kirchleins, sondern als der fromme Einsiedler, bei dessen Tode die Engel des Herrn, wenn nicht gar die lieben Heiligen selbst, das Sterbeglöcklein geläutet hatten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Mehr als je zuvor wirft in diesem Jahre die Kieler Woche ihre Schatten voraus. In der deutschen wie in der englischen Presse begegnet man den lebhaftesten Erörterungen über die politischen Folgen, die der Besuch König Eduards in Kiel für die internationalen Beziehungen etwa haben könnte, und es ist nicht